



KARL HANS STROBL
DIE LETZTE NACHT

 ngiyaw eBooks

Karl Hans Strobl
Die letzte Nacht
Novelle

Der Orchideengarten, Dreiländerverlag, München, 1920

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Lovis Corinth - Akt

Die letzte Nacht

Zehntausend Flügel mit glimmenden Pfauenaugen regen sich in der Nacht. Es gibt Wind und Flackern, das meine Seele trifft. Ein blaues Schillern ist der Rand der Augen, und in seiner Mitte verdickt sich die Finsternis und macht einen Knoten. Oder es ist, als ob die Nacht da noch finsterer würde, in dieser Pupille, die von blauem Flimmers eingerahmt wird, als reichte von da ein Rohr mit scharfem Abstich durch den Leib der Nacht bis in ihren eigentlichsten Schoß. Man könnte glauben, innerhalb des Flimmerkranzes in den Bauch der Urmutter Nacht zu sehen, vor Entbindung des Lichtes und der Fort».

So waren diese Augen.

Was soll man von dem Mondschein sagen, der daherkommt wie auf Filzpantoffeln, wie ein fahler, blasser Verwundeter auf Filzpantoffeln, der nachts, von seinen Schmerzen herumgetrieben, über die Steinfliesen der Spitalgänge schleicht. Er trifft die Uhr auf dem Nachttisch, tappt über den Rand des Wasserglases und hinterläßt auf allem eine feuchte, schleimige Haut. Schnecken hinterlassen im Herbst solche Spuren zwischen verfaultem Gras, einen bläulich und grünlich

gefärbten, zähen Speichel.

Der Mondspeichel benetzt meine Seele, die Flackeraugen tasten zudringlich an ihr, an meiner armen, ausgesogenen, schwindsüchtigen Seele. Der Mond hat allen Jammer aufgepumpt, er ist grün vor Jammer der Massenmorde, der Hinrichtungen im Namen des Volkes, vor dem Stöhnen der von Weibern Verstümmelten, die auf den Vorstadtstraßen verenden. Blut und Nachttau auf den Gesichtern. An den Mauern der Kasernen kleben zerfetzte Körper von Erschossenen, der Mond schlürft Gehirn aus aufgebrochenen Schädeldecken, auf den Flüssen schwimmen stille Gesichter, mondwärts gewandt, Stirnen, Nasen, verzernte Lippen, in den offenen Augen, in den Winkeln der glasigen Augen hockt ein kleines, geronnenes Klümpchen Mondlicht, eine kleine, klebrige, feuchte, glänzende Spinne.

Da sind auch dann die Tapetenmänner, die an den Wänden herabtanzten wie an Gummischnüren, sie sehen einer aus wie der andere: graue Röcke, die Arme laufen aus wie Lilien, die Köpfe sind Blumenkohl, wo das Herz sein soll, steht ein kleiner, blutroter Tupfen. Die Bohrschlangen haben sich aufgemacht und winden sich durch die Wände, daß es zwischen den Ziegeln zu rieseln beginnt. Was nützt alle Philosophie gegen die kleinen Nachthunde, die unten an den Türen winseln und kratzen, gegen, die kleinen Nachthunde mit den weißen Bäuchen und den Fledermausköpfen? Manchmal geht auch der

Trampelaffe durch das Haus, der ungeschlachte Gorilla mit den acht Dromedarbeinen, der die Türen und die Fenster hinter sich zuschmeißt, als hätte es der Wind getan. Wie soll man sich vor der Zinnpest retten, die man auf den Wandtellern und den Zinnkrügen auf dem Bord spinnen und sieden hört? Kleine Blasen wölben die glänzende Haut des Zinns, sie zerplatzen fauchend, und am Morgen findet man ein schwarzes, zerfressenes Loch, einen kleinen Krater, eine Narbe, die schwärend weitergreift.

Auf der Straße gehen viele Menschen vorbei, ein Gemurmel von vielen Stimmen, das traurige Gemurmel von Leidtragenden hinter einem Sarge bei Regenwetter, wenn die Leute einander mit den Schirmen stoßen und über die Lachen steigen. Wenn du ans Fenster springst — kein Mensch ist da, die Straße ist leer, eine Wolke weicht vom Mond, und die Straße grinst, fahl wie ein Knochen.

Dann setzt sich plötzlich die Messingkrätze in den Kasten der Wanduhr, und das Werk beginnt zu zittern und zu seufzen. Der Herzschlag der Zeit wird unregelmäßig, wie mit kleinen Hämmerchen klopft es gegen das Rädergewirr, da und dort, das klingt metallisch, das Ticken verlangsamt sich und rast dann wieder wie über eine Flucht von Stufen, angstvoll starrt das Zifferblatt in die Nacht. Es ist ein Anfall von Irrsinn in der Uhr, als säße eine Made in ihrem Hirn.

So bleibt dir kein anderer Weg als durch das Fenster. In

dieser Kette der Ursachen und Wirkungen ist ein Fenster die Unterbrechung durch einen Befehl zum Unmittelbaren. Es schneidet einen tüchtigen Fleck aus der Haut des Hauses, du dich feindlich umfängt.

Draußen klemmt ein Spalier Ranken an die Mauer. Die Baumkronen sind noch naß vom vorhergegangenen Regen, in dessen Nässe jetzt der Mondschein fällt. Das Fleisch der Nacht ist dunkel, feucht und weich wie die Leichen der unter den Füßen der Menge Zermalmten. Über Gesicht und Hände sprühen Tropfen aus dem geschüttelten Spalier.

Mein Gott, warum sind wir so auseinander gekommen? Warum befehlen wir uns so schrecklich, so unerbittlich, ohne Gnade und Barmherzigkeit — die Natur und wir? Wohin ist ihr Mütterliches gekommen, warum bat sie uns fortgeschleudert, ausgerissen aus ihrem Boden und in eine so fürchterliche Einsamkeit geworfen? Wir waren sehr stolz auf den Geist, und es gab viele, die sagten, sie brauchten die Natur nicht mehr, denn alles stünde in ihrem Geiste. Sie rächt sich jetzt, sie beugt uns und zwingt uns, zu bekennen, daß wir, getrennt von ihr, der Verzweiflung und dem Untergang preisgegeben sind. Aber unsere Reue, unsere Einsicht des schweren Irrtums unseres Geistes genügt ihr nicht mehr, ihr Zorn über unseren Abfall ist so groß, daß sie nichts mehr von uns wissen will, sie läßt uns im Stich, überantwortet uns einem Gefühl des Versinkens, während

die Dinge um uns, diese angeblich leblosen Dinge, gehorsame Kinder der Natur, abweisende und höhnische Mienen annehmen.

Ich tappe der Nacht ins weiche, schwammige. dunkle Fleisch. Auf dem Dachfirst sitzt der Feuerkater, sein umbuschter Schweif steilt zum Mond, sein Buckel wölbt sich wie ein Grabhügel. Wer sein Fell streicheln könnte, dem knatterten unter den Händen Blitze vor, das Geprassel von Schüssen, das trostlose Rattern der Maschinengewehre.

Ich weiß nicht, wie ich ans Ende der Stadt gelangen soll, zu dem Haus im Steinbruch, wo sie auf mich warten. Werde ich alle diese Hindernisse überwinden, die man mir auf den Straßen in den Weg legt, baumdicke Schatten, vom Mondschein überspültes und ausgewaschenes Pflaster, gläsernes Gestrüpp von Strahlen, papierdünne Brücken über bodenlose Tiefen, denen die Finsternis gurgelt? Die Häuser glotzen stumpfsinnig oder reißen die Mäuler auf, Schornsteine beugen sich vor, bereit, herabzustürzen . . . mein Gott ich sehe doch, wie sie über die Dächer rutschen, vom First bis zur Regenrinne, da stehen sie, längs der Dachkanten, und neigen sich schon über die Straße.

Wenn mir jetzt ein Mensch entgegenkäme, ein Wandelnder, sei es auch ein dicker Philister oder ein Betrunkener oder eine Dame mit einem raschelnden, zerfetzten Seidenunterrock . . . ich würde ihm meine

Seele geben. Es würde mich kein Geruch nach Bier oder nach Fusel hindern, auch nicht jenes Parfüm von verfaulten Äpfeln, wie es die Dirnen lieben, ich würde meine hinströmende Angst um den Bestand des Menschlichen nicht hemmen lassen. Aber niemand kommt. Sie halten sich in ihren Häusern, hinter den geschlossenen Fenstern, schielen hinter den Laden vor. Sie schieben die Brettchen der Rolläden nur wenig voneinander, aber ich sehe diese Augen, Reihen funkelnder Augen, wie Glimmerpünktchen an den schmalen Spalten, straßauf, straßab. Reihen von Augen, deren tierisches Funkeln sich nicht verbergen läßt. Es ist in uns allen, es bricht manchmal vor, aus den Augen, an den Fingerspitzen, aus dem knisternden Haar, das durch den Kamm gezogen wird. Manche wollen es leugnen; aber indem sie es leugnen, bricht es in einem Strahl ihres Auges vor als grünes Flimmern in der Dämmerung, oder es verrät sich durch den Geruch ihrer Haut, während sie die Hände ineinander reiben.

Auf dem Teich schwimmt das Mondlicht wie zerlassenes Wachs. In Schicksalsnächten, wenn die Mauern der Zukunft gelockert scheinen, wird von neugierigen Mägden Blei und Wachs gegossen. Solche Schichten von Wachs schwimmen dann auf einem trüben Wasser wie unvollendete und dem Schöpfer mißlungene Welten, die er dem Chaos überlassen hat. Ich gehe den Damm entlang, sehr rasch, denn es könnte geschehen,

daß zwischen den zerfließenden Wachsscheiben die Kinderleichen auftauchen. Alte Kastanienbäume werfen ihr Laub ins Wasser oder stopfen bisweilen ihre dicken, trägen Schatten hinein wie Pfropfen, bis auf den Grund. Aber dazwischen ziehen die Mondstrahlen, die altes aufrühren an dem Schlamm, in dem viele Kinderleichen liegen, und es könnte sein, daß, von der Macht des Mondes angezogen, eine von ihnen an die Oberfläche kommt, den weißen Bauch, der von Gasen gefüllt ist, prall dem Licht darbietend. Alle unglücklichen und verlassenen Mütter, die Mägde und Arbeiterinnen, deren Kinder keinen Vater haben, werfen ihre Geburt in diesen Teich, der eigens dazu bestellt scheint, die kleinen Opfer der großen Natur aufzunehmen. Er liegt wie eine Schüssel im Wulst von Hügeln, sein Wasser schweigt über Sünde und Mord. Auch junge Hunde und Katzen werden in ihm ersäuft, man hört die Stimmen aller der unschuldigen Wesen an späten Sommerabenden; wie ein leichtes, leises Gewebe von Tönen, bisweilen vom Quaken der fetten, großen Frosche unterbrochen, zieht es über das Wasser hin. Gesang und Gemurmel, dünnes Gespinnst, in dem die fetten, runden Töne der dickbäuchigen Frösche wie schwere Brocken sitzen.

Im Hohlweg war es dunkler als alles, was ich bisher an Dunkelheit erlebt hatte. Die Gaslaterne am Eingang war verlöscht, ihre Strahlen, die sich sonst wie dünne, glimmende Drähte in den Hohlweg vorbogen, waren —

vielleicht vom Wind — an der Wurzel abgebrochen, über den Mond war wieder eine dicke Regenwolke gekrochen. Der Boden hatte jede Spur von Licht geschluckt und hielt sie im zähen Schlamm verborgen, ich tappte mich vorwärts, von allen bösen Dämonen des Dunkels umringt, die mir Kälte in den Nacken bliesen und schnürende Fangarme in den Leib legten. Warum spie mir die Finsternis nicht plötzlich Schüsse entgegen, warum bohrte sich mir nicht ein Bajonett in die Rippen wie anderen Leidensgefährten, mit einem jähen Strahl des Schmerzes den letzten Augenblick des Lebens erhellend?

Wie ich aus dem Hohlweg in den Steinbruch gekommen bin, weiß ich nicht. Es waren plötzlich Zacken um mich da, Klippen, Sägen, Steinmänner mit dicken Köpfen und mit an den Ellenbogen angepreßten Armen, geduckt wie Ringkämpfer, das alles sichtbar im roten Gestrüpp eines Lichtes, das aus dem Grund des Steinbruches kam, wo das verlassene Haus steht. Der Himmel, zu dem kein Strahl reichte, war als schwarzer Deckel über den Kessel aus Stein geschraubt, und als hätten sich die Dämpfe an ihm angesetzt, wie man es bei Kochtopfen sieht, begann es jetzt aus ihm zu tröpfeln. Schmerz und Wut und Verzweiflung, Leidenschaften des Hasses, Zorn und Empörung, alles war in dem ungeheuren Topf dieser Zeit verdunstet, hatte den Himmel beschlagen und fiel nun tropfbar aus ihm nieder, zurück auf die Welt, der es entstiegen war, ein

unentrinnbarer Kreislauf aus dem einen Zustand in den andern.

Im roten Gestrüpp des Lichtes sind Haufen zerschlagener Steine, ungeheure Sägen, die dazu dienen, die Blöcke zu trennen, schiefgestellte Sandsiebe zersieben die dünnen roten Strahlen, daß sie auf dem Sandhaufen, der unter dem Sieb ist, in einer Art von Verkleinerung und Gebrochenheit ankommen. Wasserlachen sind da, aus denen die Arbeiter Wasser schöpfen, um es auf die knirschenden Sägen zu träufeln, wenn sie ihre Zähne in den Stein beißen. Das Wasser ist bei Tage lehmig gelb, mit einem grünen Anhauch an den Rändern, wo Pflanzenleben zu keimen beginnt. Jetzt heben sich runde, glatte Köpfe aus ihm . . . nicht vor mir, o nein, sie hüten sich . . . aber hinter mir, breite, runde Köpfe heben sich aus den Wasserlachen, das Wasser fließt über ölige Stirnen, die Augen sind rund und feucht, wie Hundeaugen, in den Nasenlöchern steckt Finsternis, und ein struppiger Schnurrbart hängt über die Schnauzen. Ich weiß es nicht, wie Seehunde in diesen Steinbruch gekommen sein mögen. Aber sie sind da, sie tauchen auf, hinter mir strecken sie ihre Köpfe aus den Wasserlöchern, von ihrer öligen Haut rinnt das Wasser, und sie starren mir nach, mit ihrem furchtbar wehmütigen, traurigen Blick, in dem der Verzicht auf irgend etwas zu liegen scheint, die peinvolle Entsagung eines stummen Geschöpfes.

Unter diesem Blick, der schrecklicher ist als alles andere, was diese Nacht in ihren Mantelfalten hat, wird mir bang, ich beginne zu laufen, dem Haus im Grund des Steinbruches zu.

Ich schlage lang hin, über den Stiel eines Hammers, der neben einer kleinen, mit Fetzen umwundenen Sitzbank liegt, rolle mit einem Teil eines Schotterhaufens in eine Grube. Es ist ein Geräusch, als stürze eine der Knochenpyramiden ein, wie man sie in den alten Beinhäusern vergessener Dörfer findet und wirklich, es ist ein Gewürfel von kleinen Knochen um mich her. Kleiner, bleicher, lästiger Knochen, Rückenwirbel oder Gelenkknochen, die man hier zusammengetragen hat, um Gott weiß welche Straßen der Ewigkeit damit zu pflastern.

Das Haus im Grund des Steinbruches, das mich den ganzen langen Weg durch die Nacht herangezogen hatte, dieses fürchterliche Haus der Frevel und Erniedrigungen war jetzt eine Rettungsinsel. Ich schlug mit beiden Fäusten gegen die Türe. Ich schrie.

Jemand öffnete mir.

Es war eine Frau, nackt unter einem Samtmantel, aus dem ihre Schenkel rund und weiß hervorsahen. Sie legte mir die Hand auf die Schulter: »Mein Gott . . . warum sind Sie so aufgeregt, Herr Konrad . . . kommen Sie.«

Es ist notwendig zu wissen, daß dieses Haus einem Wächter gehörte, Franz Brichta, einem Slowaken. Einem

Kerl wie ein Bär, einem Menschen, in dem die Unersättlichkeit eines Satyrn mit der Kraft eines Hengstes vereint war. Seine eigene Frau, seine zweite, Witwe eines Schankwirtes namens Taschl, hatte ihn der Polizei angezeigt, weil er sich an ihrer Tochter vergangen hatte, die damals zehn Jahre alt war. Worauf der gute Brichta von der Höhe des Steinbruches herabsprang und auf einem Schotterhaufen liegen blieb wie ein nasser Fetzen.

Ich kenne die kleine Helene. Sie ist fünfzehn und sitzt einem alten Herrn auf dem Schoß, der zärtlich die Haarflocken unter ihren Achseln zu spitzen Löckchen zusammendreht. Helene hat die Arme hinter dem Kopf verschränkt, lacht zu dem Spiel des guten Papa Berger und reckt die Spitzen Brüstchen. Sie ist nackt wie alle hier, aber es gibt einige, die bei aller Nacktheit doch noch irgendwie von einer Hülle umgeben sind wie jene Heilige, der Gott auf ihre Bitte die Haare wie einen Mantel um ihren Leib legte. Helene aber ist unverhüllt, sie prahlt mit ihrer Nacktheit, und, indem ich hinsehe, ist es mir, als entdeckte ich an ihrem Schoß, an ihren Schultern, an ihren Schenkeln noch die Spuren der großen, haarigen, sommersprossigen, mit Hornhaut überzogenen Hände ihres Vaters.

Eine ganz alte Frau kommt auf mich zu. Ihre Nacktheit ist grauenhaft, wüst und verrunzelt liegt ihre Haut in Falten, ihr Bauch hängt schlaff herab, ihre Brüste sind

zwei leere Lederbeutel. Der Hals ist in zwei Zonen geteilt: Grau und Gelb, ein scharfer Rand bezeichnet die Zone, bis zu der sie sich in waschen pflegt. Die dünnen, weißgelblichen Haare sind von Grind zusammengeklebt. Sie kommt auf mich zu, sieht mich aus Triefaugen an und legt ihre Klauen auf meinen Arm. Ihre entzündeten Lider zwinkern, das untere ist umgestülpt und brennend rot wie bei den großen Hunden, denen das Auge durch die Schwere der Wangen bloßgelegt wird.

Sie flüstert: »Viere sind ermordet worden . . ., viere sind tot, mein Herr . . ., ich weiß nicht, wo sie liegen, in einem Massengrab mit hundert anderen. Aber der fünfte lebt noch . . ., der fünfte wird am Leben bleiben, nicht wahr, mein Herr?«

Ich bestätige, daß der fünfte am Leben bleiben wird. Ein Herr mit abfallenden Schultern und O-Beinen, die mit kurzen, schwarzen Stacheln besetzt sind, nimmt mich beiseite: »Die arme Alte . . ., ich habe ihren Sohn gesehen. Er war verurteilt, sie haben ihn aus dem Gefängnis geholt und in Stücke gerissen. Ich habe es gesehen, ich war im Haus gegenüber versteckt . . .«

Es sind einige ehrbare Frauen da . . . eine Braut, aber die sitzt immer nur in einer Ecke und weint. Ihre zarten Schenkel sind zusammengepreßt, die leicht geröteten Knie stehen nahe beisammen, ein Zwillingsspaar, das sich nur trennt, wenn die Stunde der Verzückung gekommen ist. Sie hat die Hände vor das Gesicht geschlagen, ihre

Unterarme weisen steil nach unten. Eine Notarsgattin, mit nichts bekleidet als einem Lorgnon, das sie an einer langen, goldenen Kette um den Zeigefinger dreht, wandert auf und ab, und ihr ganzer, mit Fleisch überladener Bau, schwankt in der Bewegung hin und her. Aber mit dieser pompösen Schaustellung und diesem herausfordernden Schwanken und Schaukeln vorne und hinten will ihre Miene wenig übereinstimmen. Ihre kurzsichtigen, stark gewölbten Augen haben irgendein Bild erfaßt, das außerhalb dieser Räume hier liegt. Die Augenachsen stehen starr, und während sie wie betäubt zwischen den nackten Menschen, selber nackt, wandelt, sieht sie entlegene, ernsthafte, ja grauenvolle Dinge.

Diese mit Schrecken und Verzweiflung durchtränkte Nacktheit reizt hier niemanden. Man hat ganz vergessen, daß die Haut ihre Farbe spielen läßt, daß das Fleisch blüht, die Menschen könnten ebensogut in Gesellschaftskleidern und Smoking zusammengekommen sein. Es ist ein vollständiger Zerfall der Sinne, ein Absterben der Begierden, eine Enttäuschung der Lüste.

Herren stehen hier und da in Gruppen, man sieht schwarze Bärte, die bis an die halbe Brust reichen, runde, krebssrote Glatzen beginnen dicht über fetten, gedrungenen Nacken. Man sieht heftige Gebärden. Es ist ein trauriger Anblick, diese Schar von unschönen, alternden und schlaffen Herren, die gar nicht daran denken, daß sie nackt sind und sich ebenso gehen lassen

wie unter dem wohltätigen Schutz der Kleider. Denn alles, was jung und wahrhaft war, ist in den Straßenkämpfen abgeschlachtet worden, hier hat man die Reste der Mannheit, die Überbleibsel der Nation, den Bodensatz der Kraft. Ungereizt durch den Anblick der verstörten, geistesabwesenden Frauen stehen die Gruppen der verwachsenen, kümmerlichen Herren beisammen. Wovon sprechen sie? Man hört die Namen der Anführer der Mordbanden. Gemurmelt von Aufrufen an die Bestie, Bruchstücke von Beglückungsphrasen, Geschichten, die von Schrecken und Angst getränkt sind.

Eine Pause entsteht als müßten alle frischen Atem in ihre Lungen ziehn. Sie sehen einander an, und auf jedem Gesicht steht dasselbe . . .

Nur die kleine Helene hätte vielleicht Lust ihr Abenteuer fortzusetzen und zu vollenden. Dieser durch ein Verbrechen geweckte Körper eines Kindes ist noch nicht von Angst durchsetzt seine Seele flattert noch frei und unbesonnen auf den Flügeln ihrer Wünsche. Aber dem guten Papa Berger sind schon die Arme herabgesunken, er starrt trübselig und gedankenvoll Löcher in die Luft, man sieht ihm an, daß er irgendein Wort aufgefangen hat, das nun seinen inneren Menschen vergiftet . . ., vielleicht ein Wort über den Verlust seiner Renten.

Ich möchte mich hinwerfen und schreien. Welche Nutzlosigkeit unseres Beginnens, welche verzweifelte

Aufpeitschung unserer Seelen, die uns nicht mehr vorwärts bringt! Die Menschheit gleicht einem alten, abgetriebenen, zum Umsinken ermatteten Gaul. Man wird ihn zu Tode peitschen, aber er wird keinen Galopp mehr anschlagen können.

Die Decke teilt sich, und in einem Korbe aus Weidenruten, der an einen Ballonkorb erinnern soll, schwebt der Veranstalter dieser Zusammenkünfte herab. Man sieht von ihm nur den Kopf, die hageren, nackten Schultern und die langen Arme, die er über den Rand des Korbes hängen läßt.

Er lächelt.

Jetzt flattern bunte Zettel herab. Blau. Rot. Grün. Gelb. Das wirbelt zwischen den nackten Körpers wie Herbstlaub. Oft klebt so ein buntes Papier an einer Schulter fest, birgt sich zwischen Brüsten, wird von müden Fingern abgelöst, und teilnahmslose Blicke gleiten über die großen Worte hin, mit denen die Zettel bedruckt sind;

Prüfung . . . Erneuerung . . . Kulturträger . . .

Rettung der Lust . . .

Die Zettel flattern, der Mensch im Ballonkorb, dieser undurchdringliche, gefährliche, keinem von uns näher bekannte Mensch lächelt. Er holt eine Sektflasche hervor, schenkt ein Spitzglas voll, der Schaum quillt über, man sieht den kristallinen Springbrunnen der Bläschen zersprühen, er trinkt uns zu, hält mit gewinkeltem Arm

das Glas über unseren Köpfen und trinkt uns zu. Niemand antwortet ihm, sie lesen einander die Zettel von den Leibern, die sich wie mit saugenden Kräften an die Haut heften. Sie hinterlassen gerötete Stellen auf der Haut, diese Zettel, die wie Zecken sind. Und an den Rändern der Rötung schwillt ein Wulst an, kleine, weißliche Bläschen springen auf und fressen rasch um sich.

Der Mann im Ballon wirft das Glas, aus dem er getrunken hat, zu Boden. Es zerbricht in einem hellen, dünnen Schrei, die Scherben splintern. Der Boden bildet unter den Glasscherben kleine Trichter, in denen ein dunkler Wirbel ist, der die Scherben langsam verschlingt.

Der Mann im Ballonkorb lacht. Aber mit einer unerhörten Anstrengung durchdringe ich den Undurchdringlichen. Mein Geist ist wie eine stählerne Maschine, ich liege unter mir selbst und höre das Sausen der Propeller, das Eindringen des Messerkranzes, der sich als flirrender Schein um die Spitze dreht. Alle Tiefen heulen auf. Schleier sinken zerfetzt. Trümmer des Weltgebäudes fallen mit einem schweren, dunkeln Ton ins Bodenlose, die dünnen Drähte der Begebnisse. Hunderttausende von dünnen Drähten zerspringen auf einmal . . .

Die furchtbare Einsicht dieses Augenblickes übersteigt jede Menschenkraft. Ich fühle mein Hirn als blutigen Klumpen innerhalb der Schädelwände, meine Eingeweide werden mir auf einer Haspel aus dem Leib gewunden,

flüssiges Blei rinnt durch meine Luftröhre . . .

Ich stürze aus dem Haus, werfe mich in den Steinbruch, klettere irgendwo empor. Fahl und naß zieht der Morgen im Osten zwischen dünnen Ästen. Ein gutmütiger kleiner Rotgardist, mit einer Blendlaterne vor der Brust stapft durch das Gras. Man tritt auf lauter Regenwürmer. Hunderttausende von Regenwürmern haben die Erde verlassen und ziehen Furchen durch den Sand.

»Ja . . . ja . . . Ihr Freund, der Bankdirektor Regenbogen, hängt da irgendwo . . .« Der kleine Rotgardist hat Verständnis für diesen leichenfahlen Morgen, er sagt den Tod meines Freundes an. »Nicht wahr, bei solchen Zeiten . . ., viele Leute Überlebens halt nicht!«

Fünf Schritte weiter hängt der Bankdirektor sehr bequem, an dem starken, hakenförmigen Ast einer dünnen Robinie. Wir schneiden ihn ab, er ist schon ganz steif und kalt, die Robinie schüttelt sich und wirft uns Regentropfen auf Gesicht und Hände.

Auf dem heller werdenden Himmel zieht eine Wolke, von den Vorstädten her. Sie hat Blut aufgesogen, ist rot und prall. Ich, der ich dem Raum entwachsen bin, recke mich, ergreife sie. Ich drücke sie in meiner Hand, presse sie. Blut läuft mir über die Finger, sie wird in meiner Faust hart und fest wie ein Schneeball, und ich werfe sie über meine Schulter in den Steinbruch.

Wie ein Stein schlägt sie im Abgrund auf . . .